

Und ewig grüßt der Generalsekretär. Die DDR in der Alternativgeschichte

Auch dreißig Jahre nach der Wende lebt die DDR unverdrossen fort. Nicht in der Realität, wohl aber in der Literatur. Mal hat sich eine duckmäuserische BRD vom sieghaften sozialistischen Staat vereinnahmen lassen, mal wurstelt der Osten miesepetrig vor sich hin und verscherbelt, was nicht niet- und nagelfest ist, in Richtung Westen. Was auch immer geschieht: An der Spitze steht Generalsekretär Krenz – oder eben Generalsekretär Gysi – und nimmt hoch oben auf der Tribüne die Paraden zum 50., zum 60., zum 70. Geburtstag der Republik ab, Kolonnen von Blauhemden marschieren da vorbei, gefolgt von fröhlich winkenden Werktätigen und ernst blickenden Betriebskampfgruppen und Soldaten der Nationalen Volksarmee. Und unablässig grüßt der Generalsekretär ...

Seit ihrem Untergang hat sich die DDR fest in die Alternativgeschichte eingeschrieben. In mehr oder weniger regelmäßigen Abständen erscheinen Romane über den Sozialismus in ostdeutschen Farben, und einige Historiker mit Ost-Vergangenheit träumen noch davon, was gewesen wäre, wenn die DDR die Grenze viel eher dichtgemacht oder die wissenschaftlich-technische Revolution Anfang der 1970er Jahre erfolgreich gemeistert hätte.

Die Uchronie und die Hufnägel der Geschichte

Nun haben alternativgeschichtliche Romane und Erzählungen eine schon fast zweihundertjährige Tradition. Sie beginnt 1836 mit Louis Geoffroys Roman „Napoléon ou la conquête du monde 1812 à 1832“ (Napoleon oder Die Eroberung der Welt), in dem der große Feldherr nicht im russischen Winter steckenbleibt, sondern bis zum Pazifik durchmarschiert. Eine großwahnwitzige Militärphantasie! Aber sie markiert eine Wendung vom utopischen Raum mit der Insel Nirgendwo hin zur utopischen Zeit, die entweder wie in Louis-Sébastien Merciers „L’An 2440“ (1771) irgendwann in der Zukunft liegt – oder eben in einer auf sinnvolle Weise korrigierten Geschichte, die eine alternative Gegenwart, ein paralleles Nirgendwann erzeugt.

Der erste, der systematisch über Alternativgeschichte reflektierte, war ebenfalls ein Franzose, der neukantianische Philosoph Charles Renouvier, der 1857 den Roman „Uchronie Ou l’Utopie dans l’Histoire“ (Uchronie oder Die Utopie in der Geschichte) publizierte. Was wäre geschehen, fragt Renouvier, wenn das Christentum nicht als weltliche Macht triumphiert hätte? Eine europäische Geschichte ohne Inquisition, ein Christentum ohne römische Institutionen, letztlich der Sieg der Philosophie über christlichen Fanatismus ...

„Hätten wir heute diesen Punkt erreicht“, schreibt Renouvier in einem fiktiven, auf 1709 datierten Nachwort, „könnte man die These der Uchronie so zusammenfassen, daß sie gegenüber der Geschichte tausend Jahre gespart hat. Aber wir haben das nicht erreicht. [...] Lest, Kinder, in der Überzeugung, daß der Mensch nicht von der Notwendigkeit bestimmt wird, sondern daß vieles nicht hätte geschehen müssen und die Welt nun besser wäre.“

Nach den Franzosen wandten sich die Engländer der Alternativgeschichte zu. 1907 fragte der Historiker G. M. Trevelyan: „If Napoleon had Won the Battle of Waterloo“, und 1930 führte Winston Churchill die doppelte Inversion ein: „If Lee had not Won the Battle of Gettysburg“. In unserer Realgeschichte hat der Südstaatengeneral Lee im amerikanischen Sezessionskrieg verloren. Churchill stellt sich einen Geschichtsverlauf vor, in dem Lee gewonnen hat, und fragt in der Pose des Alternativhistorikers in einer Alternativgeschichte danach, was geschehen wäre, wenn das entscheidende Ereignis so ausgefallen wäre, wie es ausgefallen ist. Was wäre, wenn unwahrscheinlicher Weise die Würfel so gefallen wären, wie sie tatsächlich gefallen sind? – Wie bei Renouvier ist die Realgeschichte viel düsterer und

blutiger als jene Churchillsche Alternative, in der die englischsprachigen Länder einen Block bilden, der Frieden auf der Welt garantiert.

Notwendigerweise startet jede Alternativgeschichte bei einem kritischen Dreh- und Angelpunkt, an dem sich der Fortgang der Geschichte entscheidet, sei es der Ausgang von Schlachten, das Ergebnis einer Revolution oder einer Verschwörung, der Tod von bedeutenden Persönlichkeiten oder ihrem verlängerten Leben, seien es ungewöhnliche oder ausfallende Erfindungen, zusätzliche oder ausbleibende Katastrophen ... Bisweilen aber knüpfen Autoren – weniger die Historiker – die entscheidende Veränderung an kaum auffallende mikroskopische Geschehnisse und berufen sich auf ein englisches Sprichwort: „For want of a nail ...“ Weil ein Pferd erst einen Hufnagel, dann ein Hufeisen verliert, geht letztlich die Schlacht und damit das Königreich verloren.

Historiker sprechen bei solchen Hufnägeln der Geschichte von Bifurkationspunkt, Entscheidungspunkt oder triggering event. Der SF-Theoretiker kennt dergleichen auch als Jonbar-Punkt („Jonbar hinge“), einen Begriff, den Jack Williamson in „The Legion of Time“ (1938) einführte. Dort entscheidet sich daran, ob der Held John Barr einen Stein oder einen Magneten aufhebt, ob die irdische Zivilisation in einer Utopie oder einer Tyrannei endet. Offensichtlich ist der Fall der Mauer so ein Jonbar-Punkt für Deutschland. – Oder sollten wir gleich Günther Schabowski als deutschen John Barr nehmen: Liest er auf der Pressekonferenz am 9. November 1989 den Zettel vor und kommentiert „unverzüglich“, oder legt er den Wisch beiseite?

Nein, so viel Bedeutung messen die Autoren von DDR-Alternativgeschichte einer einzelnen Person, einer Pressekonferenz in turbulenten Zeiten nicht zu. Aber ausnahmslos träumen (oder alpträumen!) sie von einer Fortexistenz der DDR.

Rote Wende in Deutschland

Den Anfang machte 1994 der Liedermacher Reinhold Andert mit „Rote Wende. Wie die Ossis die Wessis besiegten“. In dieser Sammlung von fiktiven Dokumenten zum fünften Jahrestag des Anschlusses der BRD an die DDR werden Prominente aus Ost und West gnadenlos in neue Rollen gesteckt: Edmund Stoiber wird Vorsitzender des Rates des Bezirks München und organisiert ein großartiges Fest zu Ehren der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, vormals Oktoberfest genannt. Karl- Eduard von Schnitzler ist neuer Chefredakteur der Bild-Zeitung, VEB Sachsenring Zwickau, Werk IV/Wolfsburg baut den neuen Trabant 603. Eine Sonderbehandlung erhalten die Protagonisten der friedlichen Revolution: Mit bis zur Kenntlichkeit verstümmelten Namen arbeiten Kulturwissenschaftler wie Dr. sc. Thiese oder die ehemaligen Theologen Dr. Peppelmann und Dr. Jauck nun an gesellschaftswissenschaftlichen Instituten und singen das Hohelied des Sozialismus. – Das ist alles ungefähr so witzig wie die Liedtexte aus dem Oktoberclub, an dem Andert wirkte, bevor er aufmüpfig wurde und sich ein Auftrittsverbot einhandelte. Immerhin: Wenn er sich die „solidarische Hilfe des Warschauer Vertrages“ gegen die Grenzöffnung in Ungarn vorstellt und Kampfgruppen der Arbeiterklasse mit aufgepflanztem Bajonett an den Leipziger Montagsdemonstrationen teilnehmen läßt, dann spürt man auch einmal den eisigen Hauch einer Beinahe-Realgeschichte.

Pünktlich zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls erschien Christian von Ditfurths „Die Mauer steht am Rhein“. Von Ditfurth arbeitet Geschichte dokumentarisch präzise und durchweg politisch auf, was freilich auf Kosten einer literarisch tragfähigen Handlung geschieht. Er zeigt Wendehälse im Westen, die Gleichschaltung der Medien, die subtile und erbarmungslose Ausdehnung des Machtapparates. Auch die Vorgeschichte klingt plausibel: Gorbatschow wird 1988 entmachtet, seinen stalinistischen Nachfolgern gelingt es, die USA mit neuen Atomraketen einzuschüchtern. Der Preis für den Frieden ist die Wiedervereinigung unter Hammer und Sichel im Ährenkranz. Als Historiker, der sich intensiv mit dem Osten befaßt hat, versteht von Ditfurth die Funktionsweise des Honeckerschen Herrschaftsapparats. Zuck-

erbrot und Peitsche. Die bürgerlichen West-Parteien verwandeln sich Schritt um Schritt in neue Bündnispartner einer erweiterten Nationalen Front, in Blockflöten. Kunst und Kultur, das gesamte gesellschaftliche Leben wird nach den Prinzipien des Ostens reorganisiert. Das alles wird so bedrückend wie genau geschildert – bis ins letzte Detail, etwa, daß Hermann Kant den Wende-Roman „Die Einheit“ schreibt. Von Ditzfurth gelingt damit eine Inversion auf höherer Ebene, keine banale Umkehrung eins zu eins, sondern eine realistische historische Spekulation darüber, wie eine feindliche Übernahme des Westens durch den Osten ausgesehen haben könnte. Allerdings läßt eine derartige Vorgehensweise kaum Kritik an den derzeitigen Zuständen zu, wenn man von einigen Seitenhieben, meist auf Personen, absieht. „Die Mauer steht am Rhein“ liest sich als eine späte, notdürftig in Romanform gepackte Abrechnung mit dem Sozialismus made in GDR. Für die meisten Leser geht diese Bewältigung des totalitären Traumas wohl in die Leere. Leicht lassen sich hier historische Modelle erkennen – wobei von Ditzfurth vielleicht heute noch zusätzliche Parallelen zur Einverleibung Hongkongs gezogen hätte.

Ein weiterer Roman gibt sich als Polit-Thriller, ist aber im Grunde eine Groteske. Gerd Graenz' „Adolf Braun geb. Hitler“ (2002) beruht auf der aberwitzigen Prämisse, daß Stalin im Jahr 1945 Hitler in seine Dienste nimmt. Gesichtschirurgisch verändert spielt der Genosse Adolf Braun nun Stalins Poker um die Macht in Europa, zieht zuerst im Hintergrund die Strippen, beerbt dann Ulbricht auf dem Sessel des Generalsekretärs und löst ein Wirtschaftswunder Ost aus. Getreu der Parole „Überholen ohne einzuholen“ überflügelt die DDR wirtschaftlich den Westen, bis die BRD, ökonomisch gebeutelt, um Anschluß bittet. 1989 läßt sich der rot gefärbte Führer zum ersten Präsidenten der wiedervereinigten Republik wählen und wird unmittelbar nach der Feier von Skinheads, die ihn für einen Polen halten, erschlagen. Die an den Haaren herbeigezogene Story um einen Genossen Hitler liest sich zwar bisweilen recht schrill und fesselnd, überzeugt aber literarisch so wenig wie historisch und politisch.

Herrliche Zeiten für die DDR-Science Fiction

Interessanterweise erschienen pünktlich zum zehnten Jubiläum des Mauerfalls gleich zwei kürzere Texte, die sich vor dem Hintergrund einer fortexistierenden DDR mit der weiteren Entwicklung der DDR-Science-Fiction befassen – man könnte von alternativhistorischer Sekundärliteratur sprechen!

In „Die Science-Fiction der DDR 1991 bis 1998 (und davor)“ entwirft Erik Simon eine fiktive „Verbandsanalyse¹ zur utopisch-phantastischen Literatur der DDR 1991 bis 1998“, die auf dem XII. Schriftstellerkongress der DDR im März 1999 vorgetragen wird. Darin werden SF-Werke von Karl-Heinz Tuschel und Alexander Kröger, Rainer Fuhrmann, Michael Szameit und anderen abgehandelt, die tatsächlich – also im realen Deutschland der 1990er Jahre – publiziert worden sind. Mit einer einzigen Ausnahme, Andreas Melzers Roman „Killerbaby“, so die Pointe Simons, passen all diese Werke sehr wohl in eine Alternativgeschichte mit fortexistierender DDR; sie hätten durchaus in einem fortgesetzten „realexistierenden Sozialismus“ gedruckt werden können. Auch nach dem Ende der DDR haben die genannten Autoren weiterhin Science Fiction wie vor der Wende, mit den für die DDR typischen Perspektiven geschrieben. So gesehen hatte die DDR-SF ein kurzes, doch reales Nachleben.

Karsten Kruschel geht gleichfalls witzig und plausibel mit der historischen Inversion um, und ebenso wie Simon nutzt er die Form einer fiktiven Rede – in seinem Falle zur Verleihung des (fiktiven) Ludwig-Turek-Preises auf dem EUROCON '96, der in seiner Alternativgeschichte in Bitterfeld stattfindet, wo die Menschen angesichts der heftigen Luftverschmutzung Gasmasken tragen müssen. In dieser Rede „Herrliche Zeiten“ postuliert Kru-

¹ Als „Verbandsanalysen“ wurden Analysen im Auftrag des Schriftstellerverbands der DDR bezeichnet.

schel, daß 1979 im Mansfelder Revier Gold entdeckt wird, die DDR die Goldmark einführt, plötzlich zum Krösus unter den Staaten wird und schließlich die BRD aufkauft. Kruschels Fingerübung funktioniert, weil er einen Grundtopos von alternativgeschichtlichen Essays nutzt: die Inversion in der Inversion. In seiner fiktiven DDR verfaßt ein bekanntes Schriftsteller-Ehepaar einen Roman über die Wende, den der Redner als übles antisozialistisches Machwerk in der Luft zerreißt.

Ein spielerischer Umgang mit der Geschichte

Bei Marcus Hammerschmitts Roman „PolyPlay“ von 2002 kann man darüber streiten, ob es sich überhaupt um eine Alternativgeschichte handelt. Zuerst einmal ist das Buch ein Krimi, der im heruntergekommenen Berlin der 1990er Jahre spielt. Die alte Bundesrepublik ist wirtschaftlich zusammengebrochen und hat sich der DDR angeschlossen – viel mehr erfährt man nicht darüber. Die Personen überzeugen, die Situationen stimmen, wenn nötig bis hin zum Köstritzer Bier, das die Oberleutnants der Volkspolizei kippen. Die Schilderungen sind lebendig, hautnah, atmosphärisch dicht und selbst für „gelernte“ DDR-Bürger korrekt.

Doch in „PolyPlay“ gibt die historische Inversion nicht das Thema ab, sie bleibt bloße exotische Kulisse, wirkt als – zugestandenermaßen interessantes und beeindruckendes – Kolorit, ist aber letztlich für die Handlung belanglos. Hammerschmidt geht es nicht um eine Auseinandersetzung mit der Realgeschichte; Vorgeschichte und Geschichte der Wende werden von ihm allenfalls skizziert, auch die utopischen – und die wenigen satirischen – Ansätze verfolgt er nicht weiter. Er braucht die Alternativ-DDR so sehr wie Star Trek den Warp-Antrieb der Enterprise – als ein Vehikel, um anderswohin zu gelangen. Am Ende entpuppt sich die gesamte Alternativ-DDR als Virtuelle Welt, als eine futuristische Version von „PolyPlay“, einem Computerspiel von Robotron aus der real existierenden DDR von 1985. Als der Leser schon längst ahnt, daß die ganze Alternativwelt mit ihrer sieghaften DDR nur eine Simulation ist, fällt dem Helden nichts Besseres ein, als sich zu betrinken. Die „Götter“, die eigentlichen Spieler, müssen ihn in die nächste Ebene des Games entführen.

Auch Simon Urbans „Plan D“ (2011) ist von der Handlung her eine Kriminalgeschichte oder eher noch ein Thriller, der in einem geteilten Deutschland spielt. Wende und Wiedervereinigung sind ausgefallen, Egon Krenz steht nun schon seit 22 Jahren an der Spitze, die DDR ist ökonomisch ruiniert, Millionen Trabant-Nachfolgemodelle verpesten die Luft. Hilfe könnte allein ein Milliardenkredit von Bundeskanzler Oskar Lafontaine bringen. Mitten in den Wirtschaftsverhandlungen wird aber ein Berater des Generalsekretärs ermordet – wie „Der Spiegel“ vermutet, von der Stasi. Alles hängt nun davon ab, ob sich ein Volkspolizei-Kommissar und sein westdeutscher Kollege zusammenraufen und gegen alle Widerstände die Unschuld der Stasi beweisen ...

Das ist so realistisch und packend, so witzig und oft genug beißend ironisch geschildert, daß man die Prämisse gern akzeptiert – und dies, obwohl sich Urban kaum darüber ausläßt, wie denn die DDR trotz Millionen Republikflüchtiger sich noch einmal über ein knappes Vierteljahrhundert hinwegangeln kann. Pleite war sie doch schon in den 1980ern, als F. J. Strauß das dick gefüllte West-Portemonnaie aufknöpfte.

Von einer in Reichtum erstickenden DDR berichten Harald Martenstein und Tom Peukert in „Schwarzes Gold aus Warnemünde“ (2015). Ausgangspunkt sind Erdölfunde, die das Land 1989 an die Spitze der Ölexporture katapultieren, „sofort, unverzüglich“, wie Schabowski verkündet. Episode um Episode schildern nun die beiden Autoren ihre fiktiven Erlebnisse im Petro-Sozialismus, einem Konsumparadies, das heftige Schattenseiten hat. Oft genug ergibt das Satire vom Feinsten, etwa wenn Hartmut Mehdorn, nunmehr Chef von Robotron, einen Bruch seines Psycho-Panzers erleidet oder wenn Kulturminister Gregor Gysi interviewt wird. Die amüsanten und bisweilen sogar erhellenden Einzelstücke fügen sich jedoch nicht so recht zu einem Ganzen.

Die DDR – schriller als ein Russenfilm

Martenstein und Peukert haben sich selbst zu Figuren ihrer Alternativgeschichte stilisiert, Thomas Brussig dagegen hat gleich eine vollständige alternativgeschichtliche Autobiographie verfaßt: Wie wäre es mir ergangen, wenn die DDR bis zum heutigen Tag fortexistieren würde? Schon der Titel „Das gibts in keinem Russenfilm“ – „gibts“ ohne Apostroph – verrät die lockere, doch präzise Schreibe. Brussig berichtet seine Erlebnisse von Kindesbeinen an, wo er Ernst Thälmann als großen Helden verehrte, er erzählt vom Wehrdienst, wo er erste Versuche als Verfasser unternahm, er verfolgt seinen Weg als Autor samt den Auseinandersetzungen mit der Kulturbürokratie und mit der Stasi. Er schildert seine Liebschaften, sein Familienleben. Das könnte eine absolut normale, leicht selbstironisch eingefärbte Autobiographie eines bald anerkannten, bald umstrittenen, angefeindeten Autors sein. – Wäre da nicht die über 1990 hinaus fortlaufende DDR-Geschichte als unaufdringlicher Hintergrund und permanente Reibungsfläche.

Die Wiedervereinigung fällt aus, 1993 folgt Krenz auf Honecker und wird später von Gysi abgelöst. 2001 öffnet sich die DDR erst ein wenig, dann immer mehr für die Privatwirtschaft; sie geht den chinesischen Weg, kombiniert Parteidiktatur mit Kapitalismus. Ab 2005 setzt die Führung auf Holz und Windkraft, und schließlich wird die DDR eine „Elektrokratie“, die den Strom für die Autos in Ost wie West liefert.

Streckenweise liest sich der Roman wie eine – gelungene, unterhaltsame, auch bissige – Nummernrevue. Dutzende Figuren aus der politischen und kulturellen Normalrealität tanzen vorbei und liefern ihren Auftritt ab, bald zum Schreien komisch (Nina Hagen empfiehlt die Kraft der Mistel gegen Krebs), bald bedrückend. Aber Brussig, der u. a. das Libretto für „Hinterm Horizont“ schrieb, versteht es, das Ganze auf den roten Faden seines fiktiven Lebens zu fädeln.

Als versierter Autor baut er die Realgeschichte als Alternative zur Alternative ein: Indem er Simon Urban einen Roman mit dem Titel „Plan D“ verfassen läßt, der exakt den Ablauf der Geschichte schildert, den wir alle erlebt haben. „Unwahrscheinlich“, „so weit, so doof“, kommentiert Alternativ-Brussig. Ein Umsturz ohne Blut, ohne Schüsse, Selbstaufgabe des Systems, Wiedervereinigung – niemals möglich! Und dazu diese reformierte Rechtschreibung mit fast ausgemerztem ß und „Grauen erregenden Regeln“! – Recht hat er!

Unverwirklichte Möglichkeiten

Unsere kurze Bestandsaufnahme liefert viel Unterhaltsames und auch bedrückende Einblicke; insgesamt fällt das Resultat jedoch etwas mager aus. Keiner der Romane kommt ohne die mehr oder weniger satirische Verwendung existierenden Personals – von Politikern bis zu Fußballern – aus. Regelmäßig steht das Verhältnis von Ost- und Westdeutschland im Vordergrund: Wer ist ökonomisch stärker? Wer schluckt wen? Oder wurstelt die DDR ewig so weiter?

Auffällig ist, daß die Texte, sieht man von Gold- oder Erdölfunden ab, nur einen Scharnierpunkt der Geschichte, einen Jonbar-Punkt kennen: Wende und Wiedervereinigung. Andere unverwirklichte Möglichkeiten der DDR-Geschichte werden nicht diskutiert. Vielleicht liegen sie ja auch im Bewußtsein von Autoren wie Lesern schon zu weit zurück oder sind einfach literarisch nicht attraktiv:

- Was wäre gewesen, wenn sich die Westalliierten auf die Stalin-Note von 1952 eingelassen und einer Wiedervereinigung zugestimmt hätten?
- Was wäre gewesen, wenn die Sowjettruppen nicht den Volksaufstand von 1953 niedergeschlagen hätten?

- Was wäre gewesen, wenn Walter Ulbricht 1961 wirklich keine Absicht gehabt hätte, eine Mauer zu bauen?
- Was wäre gewesen, wenn 1968 der Prager Frühling mit seinem Modell des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ auf die DDR abgefärbt hätte?
- Was wäre gewesen, wenn der VIII. Parteitag der SED 1972 nicht das Ende des „Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ eingeleitet hätte, also Ulbrichts Kurs des „Überholen ohne einzuholen“ weitergeführt worden wäre?

Und selbst bei dem Jonbar-Punkt von 1989 kann man weitere Alternativen anfügen:

- Was wäre gewesen, wenn sich die DDR-Führung im Sommer oder Herbst 1989 für die „chinesische Lösung“ entschieden hätte?
- Was wäre gewesen, wenn die Westalliierten in den 2+4-Verhandlungen die schnelle deutsche Einheit verhindert hätten?

Die Geschichte steckt voller unverwirklichter Möglichkeiten. Manche hatten vielleicht eine reale Chance, manche sind bloße willkürliche Spekulationen. Auffällig aber ist der übergroße blinde Fleck: Kein einziger Autor malt sich eine lebenswerte sozialistische Alternative zum „realexistierenden Sozialismus“ der DDR aus, so wie es sich Robert Havemann 1980 mit „Morgen. Die Industriegesellschaft am Scheideweg. Kritik und reale Utopie“ erträumt hatte. Gibt es tatsächlich keine brauchbare Alternative zum realexistierenden, sieghaften Kapitalismus oder wäre diese lediglich so langweilig, wie es sich für Utopien gehört?

Betrachten wir es positiv: Wir haben in den letzten dreißig Jahren so viel Abstand zur DDR und ihren unerfüllten Ansprüchen, totalitären Verkrampfungen, kleinen Peinlichkeiten und lebenswürdigen Alltäglichkeiten gewonnen, daß wir frei und spielerisch mit ihr umgehen können. Die DDR wird zu „PolyPlay“; und das ist vielleicht immer noch das Beste, was aus ihr werden konnte.

Literatur

Andert, Reinhold: *Rote Wende. Wie die Ossis die Wessis besiegten*. Berlin 1994

Brussig, Thomas: *Das gibts in keinem Russenfilm*. Frankfurt/M. 2015

Ditfurth, Christian von: *Die Mauer steht am Rhein. Deutschland nach dem Sieg des Sozialismus*. Köln 1999

Graenz, Gerd: *Adolf Braun geb. Hitler. Eine deutsch-deutsche Grotteske*. Wien 2002

Hammerschmidt, Marcus: *PolyPlay*. Hamburg 2002

Kruschel, Karsten: „Herrliche Zeiten. Rede auf dem EUROCON '96 in Bitterfeld“, in: Simon, Erik (Hrsg.): *Alexanders langes Leben, Stalins früherer Tod und andere abwegige Geschichten*. München 1999

Martenstein, Harald / Peukert, Tom: *Schwarzes Gold aus Warnemünde*. Berlin 2015

Mehrwald, Jörg: *Bloß gut, daß es uns noch gibt. Familie Lehmann und der 51. Geburtstag der DDR*. München 2000

Simon, Erik: „Die Science-Fiction der DDR 1991 bis 1998 (und davor)“, in: Simon, Erik (Hrsg.): *Lichtjahr 7. Ein Phantastik-Almanach*. Leipzig 1999

Urban, Simon: *Plan D*. Frankfurt/M. 2011

Erschienen in: *Con-TERRAsse XI. Das Begleitheft zum PENTA-CON 2019* (Fanzine), Dresden 2019, S. 4 -12